

EIN ÜBUNG UND WEISUNG

„Abhängig sein von Gott, ganz abhängig, das ist Unabhängigkeit“

(Søren Kierkegaard)

Meditationsgedanken zu Mt 6, 25 ff.

„Sorgt euch nicht um euer Leben und darum, daß ihr etwas zu essen habt, noch um euren Leib und darum, daß ihr etwas anzuziehen habt. Ist nicht das Leben wichtiger als die Nahrung und der Leib wichtiger als die Kleidung?“

Seht euch die Vögel an: Sie säen nicht, sie ernnten nicht und sammeln keine Vorräte; euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr wert als sie? Wer von euch kann mit all seiner Sorge sein Leben auch nur um eine kleine Zeitspanne verlängern?“

Vor uns liegt ein faszinierender, zugleich geheimnisvoller und abgegriffener Text. Da wir immer wieder und trotz allem von Sorgen bedrückt sind, wollen wir es noch einmal mit ihm versuchen. Auch wenn wir meinen, ihn irgendwann einmal ganz tief verstanden zu haben: Wiederholung tut not. Wahrscheinlich hat uns manche Erklärung dazu ohnehin enttäuscht. Der Augenschein füllt unser Herz mit Widerspruch. Herbstgedanken suchen uns heim. Das Laub fällt von den Bäumen, die Blumen verwelken und die Vögel des Himmels suchen nach Nahrung. Haben sie wirklich keine Sorgen? Was sonst aber sollten wir bekümmerten Menschen (an solche wendet sich ja das Evangelium als frohe Botschaft ganz besonders) von ihnen lernen? Sehen wir zu.

1. Es ist recht seltsam, daß gesagt wird, man solle die Vögel betrachten. Wenn man Sorgen hat, dann scheint es doch weitaus vernünftiger, sich an einen anderen Menschen zu wenden, der vielleicht über Hab und Gut verfügt und gewillt ist, uns zu helfen, oder wenigstens weise genug, um uns zu beraten. Sollte man nicht eher erwarten, daß dem Bekümmerten ein Buch zur Lektüre empfohlen wird, das ihm neue Einsichten und Erkenntnisse vermittelt, die seine Sorgen ausräumen? Was soll dann hier die stumme Kreatur? Der Verweis des Evangeliums ist seltsam genug. Und doch: Was kann man angesichts eines besorgten und bekümmerten Menschen besseres tun, als zunächst einmal schweigen? Selbst von Jobs Freunden, die von seinem Unglück gehört hatten und gekommen waren, um ihm ihre Anteilnahme zu bekunden und ihn zu trösten, heißt es vor jeder Diskussion: „Sieben Tage und sieben Nächte saßen sie neben ihm auf der Erde, und keiner sprach ein Wort zu ihm. Denn sie sahen, daß sein Schmerz über groß war“ (2, 13). Sie schweigen aus Rücksicht mit dem Bekümmerten und ehren seinen Kummer. Wie oft hingegen hat man schon erlebt, daß eine Rede den Kummer nur vergrößert oder zumindest zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Der Glückliche erscheint dem Bekümmerten nicht bloß als Vorbild, sondern als Vorwurf. Seine Sorglosigkeit

wirkt wie Eigenleistung, sein Glück wie Verdienst. Der laute Vergleich, der sich in jeder Rede zu Wort meldet, schafft jedenfalls eher Mißtrost als Trost.

Die Betrachtung der stummen Kreatur hat so gesehen gewisse Vorteile. Durch sie kann es geschehen, daß der bekümmerte Mensch etwas über sich selbst lernt, was er durch seine Mitmenschen nur mühsam gelernt hätte. Die Vögel des Himmels sind in ihrer Unbekümmerntheit unaufdringlich. Wenn sie sich sorglos in die Lüfte schwingen, so liegt darin kein Vorwurf, sondern höchstens lautlose Überredung. Es kann sein, daß der Sorgenvolle durch die Betrachtung ihres Geheimnisses sich selbst vergißt und losläßt, um nun seinerseits aus der Kraft zu leben, die auch den Vögeln die Leichtigkeit des Fliegens ermöglicht.

Voraussetzung dafür ist freilich, daß der Mensch die Vögel nicht bloß flüchtig mit kurzem Blick zur Kenntnis nimmt, sondern wirklich betrachtet. Wer nicht mehr staunen kann über die Gestalt und den Flug einer Möwe, wem das alles vertraut, alltäglich und selbstverständlich ist, der wird auch nach einer Wanderrung durch die Natur sorgenvoll und ungetrostet heimkehren wie zuvor. „Wie viele Möwen habe ich gesehen? Wie viele Menschen haben Möwen gesehen, ohne das Geheimnis zu ahnen und wahrzunehmen, das mit ihnen schwebt?“ (Teilhard de Chardin). Oft ist es freilich so, daß die Menschen gar nicht zum Staunen kommen, weil sie in einer großen Stadt leben, wo man die Vögel nur in Käfigen findet oder unter der Obhut von Wärtern und Fürsorgern. Da scheint es dann nichts Besonderes zu sein, daß diese Kreaturen ihr Auskommen haben und unbekümmert umherfliegen. Auf dem freien Feld jedoch oder in der Wildnis der Wälder, wo offenbar kein Mensch für sie sorgt, da sollte es verhältnismäßig leichtfallen zu erkennen, daß auch sie nicht verlassen sind, obwohl sie alleingelassen scheinen. Das Evangelium lädt ja vor allem die Bekümmerten ein, die sich wie Waisenkinder vorkommen, verkannt, übersehen, vergessen, einsam, damit sie durch die Betrachtung der Vögel, die weder säen noch ernten, noch sammeln und dennoch ihr Auskommen haben, schließlich getrostet werden. Bevor man dieser Einladung nicht wirklich gefolgt ist, wird man das Evangelium vernünftigerweise nicht beurteilen können.

2. Der Hinweis auf die Vögel des Himmels ist trotz allem ein Ärgernis und er will es sein. Er will uns anstoßen, daß wir aufwachen und zu der Erkenntnis kommen, wie lächerlich sich menschliche Sorge um Nahrung und Leben nur zu oft gebärdet. Was kann ein Mensch denn mit all seiner Sorge letztlich erreichen? Da steht er vielleicht und schaut mißmutig auf die geringen Erfolge seiner Arbeit oder er muß ohnmächtig zusehen, wie das mühsam aufgebaute Ergebnis seiner Anstrengungen durch irgendeine Katastrophe zerstört wird. Er sieht sich trotz seiner Sorgen dem Hunger oder einem anderen Mangel ausgeliefert. Aber während er so dasteht und sich neue Sorgen macht, kommt ein leichter Vogel dahergeslogen, hat sein Auskommen und ein mit Nachkommen gefülltes Nest – obwohl, ja obwohl er all das durch keinerlei sorgende Anstrengung eigentlich verdient hat. Natürlich wird Unmut aufsteigen, der Mensch nimmt Anstoß an den „Unrechtmäßigkeiten“ dieses Lebens, er blickt vielleicht mit Neid auf die sorglosen Vögel, die ihr Glück weder aufgebaut noch vorbereitet haben.

Vielleicht aber ärgert er sich mehr noch darüber, daß die Worte des Evangeliums etwas zu verschweigen scheinen. Er denkt an hungrige Raben, er sieht die Vögel im verzweifelten Daseinskampf, das scheinbare Elend der vernunftlosen Kreatur springt ihm in die Augen. Einen Augenblick lang ist er versucht, das gerade Gegenteil aus der Frohbotschaft zu folgern: Wenn du überleben willst, dann darfst du es gerade nicht so machen wie die leichtfertigen Vögel. Du mußt sorgen und planen und immer besser vorplanen und vorsorgen, um zu erreichen, daß ... ja, was eigentlich? Um zu erfahren, daß es nicht auf uns ankommt und wir unbesorgt sterben können?

Beide Anstöße könnten diesen Menschen zur Besinnung bringen. Sie laufen letztlich auf dasselbe hinaus. Die offenbar gewordene Paradoxie des Lebens läßt ihn schließlich über sich selbst und seine bisherige Torheit lächeln. Wie konnte er bisher das Entscheidende übersehen: „Wer von euch kann mit all seiner Sorge sein Leben auch nur um eine Zeitspanne verlängern?“ Die geschöpfliche Ohnmacht des Menschen wird ihm neu bewußt. Aus sich selbst vermag er nicht das geringste zu erreichen. Er ist im Grunde so abhängig wie die Vögel des Himmels.

Die entscheidende Umkehr im Leben eines Menschen nimmt so ihren Anfang. Ein heiliger Leichtsinn wird möglich, sobald ein Mensch seine herkömmliche Existenzlüge ablegt und die Wahrheit seiner Geschöpflichkeit anerkennt. Nur in Gott seinem Schöpfer findet er die Sicherheit, die er ahnungsvoll immer schon gesucht hat. Eine tiefe Resignation ergreift ihn, aber eine gute Resignation, die Ergebung in die Wahrheit. Er braucht nicht mehr ängstlich zu sorgen oder besser: er braucht nur noch *eine einzige Sorge* zu kennen, die Sorge darum, daß Gott der Herr Anfang und Ende unseres Lebens ist. Nicht mehr sorgen, das heißt erkennen, daß Gott die letzte und allumfassende Verantwortung für alles hat. Er ist der Herr der Vergangenheit und Gegenwart, aber auch der Zukunft, aus der (falls wir sie aus eigener Kraft zu bewältigen suchen) die Sorgengeister nur so hervorquellen und unsere Tage verdüstern. Wir haben keine Macht über den morgigen Tag. Er kann so ganz anders sein, als man erwartet. Wir aber dürfen alles Gott überlassen und leichtsinnig sein wie Jesus, „der leicht war, Gesang liebte, Arme zu sich lud und die Gewohnheit hatte, unter Königen zu leben und einen Stern über sich zu sehen zur Nachtzeit“ (B. Brecht).

Aus alldem nun zu folgern, daß wir als Menschen weder arbeiten noch planen dürfen, ist hingegen barer Unsinn. Die Sorge, von der wir erlöst werden sollen, ist nicht die Sorge im Sinne von Fürsorge für andere und von Mitverantwortung, sondern die Sorge als Kind des Unglaubens, als heidnische Angst, die sich oder andere durch Anhäufung von Gütern, Geldern und überhaupt von endlichen Werten sichern möchte. Auch die menschliche Arbeit wird durch unsere Betrachtung keineswegs entwertet. Nicht das Arbeiten als Gottesdienst wird hier kritisiert und relativiert, wohl aber das Arbeiten als Götzendienst. „Das Arbeiten, wo es bloß der Sorge entspringt, wird aber stets Götzendienst – und was für einer! Die ganze Hast unserer Arbeit, der Götzendienst der Technik, das Zeichen des Erfolges und des Profits über ihr stammt aus dieser Wurzel. Erst die Orientierung der

Arbeit an Gott, statt an der Sorge, gibt der Arbeit Sinn und Segen wieder. Und mit einer dadurch befreiten Seele kann man leichter und besser, ja zuletzt sogar auch mehr arbeiten“ (L. Ragaz).

3. Was dürfen und sollen wir nun aus unserer Betrachtung folgern? Zunächst einmal dies: als Menschen müssen wir uns damit begnügen, Geschöpfe zu sein, die sich so wenig selbst am Leben erhalten können, wie sie sich ins Dasein rufen konnten. Kein Zweifel, daß der Mensch arbeiten, säen, ernten und planen soll. Bildet er sich aber ein, mit diesen Anstrengungen sich selbst ernähren zu können, dann hat er nicht bloß Nahrungssorgen, sondern stürzt in Existenzangst. Und das gilt für Reiche so gut wie für Arme. Es wäre mehr als töricht, diese Einsicht nur für Arme gelten zu lassen.

Nehmen wir trotzdem an, jemand wolle sich nicht damit zufrieden geben, ein Mensch zu sein. Er wolle vielmehr seine eigene Vorsehung sein (oder spielen), wenn schon nicht für sein ganzes Leben, so doch wenigstens für einen Tag. Geht er dann nicht in eine Schlinge? Er will doch gewissermaßen einen Teil seines Lebens aussparen, der der Vorsehung Gottes und seiner umfassenden Fürsorge nicht unterstellt ist; und er bildet sich ein, daß er wenigstens für diesen kleinen Zeitraum über genügend Vorräte verfüge, um seine Existenz zu erhalten. In Wahrheit hat er sich lediglich selbst von der Vorsehung Gottes ausgeschlossen und unvorhergesehenen Existenzsorgen ausgeliefert. Die Möglichkeiten der Bedrohung sind nämlich immer größer als die Realität der menschlichen Vorsorge. Absolut frei von Sorgen kann er nur sein, wenn er es zuläßt und damit zufrieden ist, daß sein Schöpfer ihn erhält. Sobald er sich selbst an die Stelle Gottes setzen und eine Sicherheit in sich selbst haben will, die kein Geschöpf erreichen kann und darf, fällt er in Existenzsorgen, denn er hat sich zuviel zugetraut, er hat sich vermesssen.

Nicht weniger unsinnig aber gebärdet sich ein Mensch, der anfängt, seine Tage miteinander zu vergleichen, statt so zu leben, wie es weiterhin in der Bergpredigt heißt: „*Sorgt euch also nicht um morgen; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jeder Tag hat genug eigene Plage*“ (Mt 6, 34). Er hat eigentlich keine Veranlassung, sich zu sorgen, und verfährt sich schließlich doch in eine Not, die bloß in seiner Vorstellung anwest. Vielleicht gibt er durchaus zu, daß er sein Auskommen hat, aber die Ungewißheit der Zukunft betrübt ihn, weil er spürt, daß er so abhängig ist, daß er nicht einmal mit Sicherheit über den nächsten Tag zu sprechen vermag. Er könnte es aber, wenn er nur nicht vergäße, daß Gott, der für ihn sorgt, ihn auch morgen und in Ewigkeit liebt. Oder ist es nicht so?

Trotzdem erlebt man nur allzuoft den dummen Streit, daß ein Armer zu einem Reichen sagt: „Du hast gut lachen, du bist für die nächsten zehn Jahre versorgt.“ Als ob solche Verschiedenheit von irgendeiner Bedeutung wäre. Welcher Mensch kann denn bei all seinem Reichtum im Ernst behaupten, daß er keine Existenzsorgen habe? Wenn er es dennoch wagte, so zu reden, und dabei auf seine Güter zeigen würde, hat dann sein Hochmut wohl noch irgendeinen Sinn? Liegt nicht in seiner Rede ein so offensichtlicher Widerspruch, daß man ihn ob seiner Torheit nur bedauern kann? (vgl. Lk 12, 13–21). Erst wenn er sich innerlich von sei-

nem Reichtum löst, wenn er seine radikale Armut und Ohnmacht vor Gott bekennt und all seine Sorgen auf Gott wirft, nur dann kommt Sinn in seine Worte und er darf wahrlich sagen: „Ich habe keinerlei Nahrungssorgen, heute, morgen und in Ewigkeit nicht.“

Theoretisch ist das alles nicht so schwer zu begreifen, und unser Verstand wird schnell zustimmen, wenn jemand sagt, daß die Schätze auf der Erde unsicher sind, wo Motten und Würmer sie zerstören und wo Diebe einbrechen und sie stehlen (vgl. Mt 6, 19). Gibt es ein treffenderes Bild der Unabhängigkeit als die scheinbar armen Vögel unter dem Himmel? Warum nur wird immer wieder behauptet, es sei entsetzlich schwer (oder gar verwerflich), so leichten Mutes zu sein wie Vögel, die keine Vorräte sammeln (oder wie Lilien, die auf dem Feld wachsen)? Warum wird so oberflächlich diskutiert über Abhängigkeit und Unabhängigkeit, über das Glück des unabhängigen Geschäftsmannes und das Unglück des abhängigen Angestellten?

„Abhängig zu sein von seinen Schätzen, das ist Abhängigkeit und schwere Knechtschaft; abhängig sein von Gott, ganz abhängig, das ist Unabhängigkeit ... Abhängigkeit von Gott ist die einzige Unabhängigkeit; denn Gott hat keine Schwere, die hat nur das Irdische und besonders irdische Schätze. Wer daher ganz abhängig von ihm ist, der ist leicht. So steht es mit dem Armen, wenn er zufrieden damit, Mensch zu sein, auf die Vögel sieht – unter dem Himmel, wohin ja allzeit der Bittende im Gebet emporschaut. Der Bittende? Nein, der Unabhängige ist ja ein Dankender“ (S. Kierkegaard).

Gebet

Vater im Himmel! Deine Gaben sind stets gut und wohltuend. Wenn Du uns bekümmerten Menschen jemanden als Lehrer schickst, dann sollte es wohl angebracht und nützlich sein, auf seine Führung und Weisung zu achten. Daher füge Du es, daß wir tatsächlich von den durch Jesus Christus bestellten Lehrern lernen mögen: von den Vögeln unter dem Himmel (und den Lilien auf dem Feld). Amen.

Franz-Josef Steinmetz SJ

Weiterführende Literatur

S. Kierkegaard, *Was wir lernen von den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel*. Hamburg 1956.

G. Schneider, *Botschaft der Bergpredigt*. Aschaffenburg 1969.

W. Knörzer, *Die Bergpredigt*. Stuttgart 1970.

L. Ragaz, *Die Bergpredigt Jesu*. Hamburg 1971.